

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender

Herausgeber: Nidwaldner Kalender

Band: 33 (1892)

Artikel: Feindliche Brüder : eine Erzählung aus dem Volksleben

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007904>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Feindsliche Brüder.

Eine Erzählung aus dem Volksleben.

I.



seinen Einzug in's Haus und nun geht's an ein Schwenken und Reiben, Rennen und Jagen, daß das stärkere Geschlecht der Männer ganz verblüfft der weiblichen Armee aus dem Wege geht. — Wehe dem Himmel, wenn er zu all' diesem ein Brieggi-Gesicht macht und meint, er müsse zu den Wassergüssen dranzen auf der Erde auch seine Güsse von oben herab senden. Wie schnell verfinstert sich da die Miene der ehr samen Hausfrau, ein leises Brummen beginnt, das bald in ein respektwidriges Auf begehrn über Wind und Wetter übergeht.

Gottlob, die Frau Marianne in der Großenmatt hatte es heuer prächtig getroffen, es war

organvolle Stunden bringen der Hausfrau die Tage der „großen Wäsche“. Strammer als je führt sie dann ihr Regiment, alles muß sich nun vor ihrem Machtbefehle beugen. Kisten und Kästen werden geplündert, die Fenster der Vorhänge und die Betten der Anzüge beraubt, alles, was dem Auge des sauberen Geschlechtes als schmutzig erscheint, wandert in die große Stande. Ein halbes Dutzend redegewandter Waschweiber hält am frühen Morgen

ein herrlicher Frühlingstag. Freudlich strahlte die Sonne vom tiefblauen Himmel herab, ein duftiges Wehen lauer Frühlingswinde strich über die grünenden Matten. Dicht standen die Schlüsselblümchen auf den Feldern, und die Veilchen dufteten im Haag, es schwelten die Knospen und Finken und Meisen jubilierten auf den Zweigen. Um den Dachgiebel schwirrten bereits die Schwalben und auf dem Birnbaum beim Gaden dischquerten die Staaren, während drinnen in der Waschhütte die Weiber ihre nasse Arbeit mit emsiger Rede begleiteten. In's Klappern der Holzböden und Plappern der Mäuler mischte sich von der Matte her der ein tönige Schlag eines Holzschlägels, der von Toni's starker Hand geführt, auf die Haagschen niedersauste. Jetzt erscheint die kräftige Gestalt der Mutter Marianne unter der Wäschhüttentüre und: „Toni! Toni!“ tönt's mit schriller Stimme auf die Matte hinaus. — Der Toni hört nichts. „Tönel, Tönel, hörst nichts, du Löhli?“ erschallt's in gesteigertem Tone. Richtig, die kräftige Stimme der Großenmatt-Frau hat ihr Ziel erreicht, der Toni hat den Ruf seiner Mutter vernommen; langsam stellt er den Holzschlägel auf den Boden, wendet seinen Kopf und fragt unwirsch über die Achsel schielend: „Was gibt's?“ „Toni, komm, binde mir das Seil zum G'wand aufhängen fest!“ „Komme nicht“, sagt Toni. „Migi soll's machen, ich hab' nicht Zeit!“ Mit diesen Worten langt der dienstfertige Sohn nach seinem Holzschlägel und Schlag auf Schlag fällt auf die Schen, daß sie in den Boden fahren, wie in Anken hinein. Die Mutter Marianne wird brennendroth im G'sicht vor Täubi, aber sie schluckt den Verger hinunter und mit großen Schritten eilt sie jetzt dem Gaden zu, wo der Migi eben ein Fuder Mist aufladet. Migi war der ältere von den zwei Söhnen des Großenmatt-Chlaus und der Liebling der Mutter. Etwas langsamer, gemächlicher Natur, war er's gerade Gegenheil von seinem Bruder Toni. Während Toni ein lebhaftes, heißblütiges Temperament besaß, war Migi ein sogenannter „friner Tscholi“, lebte still für sich und that seine Arbeit einsilbig und trocken. Der Vater konnte ihn deswegen nicht recht leiden, aber

der lebhafte und trockige Toni war ihm an's Herz gewachsen.

„Migili“ redet die Mutter in sanftem Tone ihren Liebling an, „Migili, willst du mir nicht das G'wandseil festbinden? Sei so gut!“ Migili läßt sich das nicht zweimal sagen, sogleich steckt er die Mistgabel in's halb aufgeladene Fuder, putzt sich die Hände, vom Rücken abwärtsfahrend, an den Schirlezhosen und folgt der Mutter.

Der Großenmatt-Chlaus hatte sich heute vor dem allgemeinen Aufruhr schon früh aus dem Staube gemacht. — Es war ihm ganz will-

kommen, daß die Clementiner dem Holder-Mazi Gedächtniß halten ließen und er z'Chilen und z'Opfer gehen mußte, aber das schöne Wetter und die Sorge für die Feldarbeit trieben ihn früher nach Hause, als er gewohnt war. Rasch verabschiedete er sich vom Wettermann, dem Rathsherr im Milchboden, und ging nach Hause. Wie er beim Gaden abschwankte, da erblickte er das halb aufgeladene Mistfuder, sah, daß der Zug an den Wagen gespannt war, aber der Fuhrmann fehlte. Unwillig schaut Chlaus sich um, da sieht er just, wie der Migili hinter seiner Mutter her der Wäschhütte zugeht. Sofort schlägt er den gleichen Weg ein und schon von weitem höhnt er aufgebracht: „He, Migili, bist auch Wäschwyb worden? Gelt, die Weiberarbeit g'fällt dir besser, als das Mistausmennen!“ Poz Wetter! Wie zünden diese Worte bei der Mutter Marianne. Während der Migili verlegen still schweigt, dreht sich die Hausfrau wüthend um und schnerzt: „Komme du Alter und hilf du, wenn die Mutter über d'Buben nichts mehr zu befehlen hat.“ „He, he, d'Mutter hätt' über den Migili fast mehr zu

befehlen, als der Vater! Meinst du, ich wisse nicht schon lange, wie du den Buoben verhätschelst und wie der Vali dir am Rock hängt.“

„Und meinst du, ich wisse nicht, wie du dem Toni den Kopf aufgeblasen hast, daß er mir nicht mehr folgen will und aufbegehrt wie ne Rohrspatz, wenn ich öppis sage. Der Fökel hat mir heut früh schon sein ungewaschnes Maul angehängt, nicht einmal das G'wandseil wollte er mir festbinden, der Uslath.“ Weiter brachte die Marianne nichts mehr heraus, das Brieggen stand ihr nahe und mit einem vernichtenden

Blick auf den Mann drehte sie ihm den Rücken und ging der Wäschhütte zu. Der

Großenmatt-Chlaus aber stand da wie 'ne Gaiß auf dem Vorläubli, wenn's wettert. Dem Migili war's auch nicht recht, daß ihn der Vater gerade antreffen mußte, als er der Mutter helfen wollte.

„Kann's doch niemanden recht machen,“ brummte er, „helfe ich dem Vater, so schimpft d'Mutter, helf' ich der Mutter, so erstaubet der Vater.“ Migili wußte nur zu gut, daß er dem Vater nicht im Blechli war, von Kindesbeinen an war er dagegen der Liebling seiner Mutter gewesen. Was Migili that, war alles hübsch und gut und wenn der



Die Hausfrau dreht sich wüthend um und schnerzt.

Vater anderer Meinung war und dem Kleinen einen Tätsch oder die Rüthe gab, da tröstete die Mutter das lieb' Buobeli, steckte ihm eine Handvoll Birnenschneize oder dürrre Zwetschgen zu, oder versöhnte mit einem Unkenbrod die verfolgte Unschuld. Das machte den Migili gegen seinen Vater widerspenstig und als der Großenmatt-Chlaus die Rüthe nicht sparte, um den kleinen Trozkopf zu brechen, da wurde Migili gegen seinen Vater verschlossen und verschlagen. Ein ganz anderes Bürschchen war der Toni;

keine Minute saß er ruhig auf einem Fleck, ruzzen und ranzen, springen und chlänen war seine Lust, und mit den andern Buben nahm's er mit allen auf. Das gefiel dem Vater, der selber in seinen jungen Jahren der beste Schwinger gewesen weit und breit. „Aus dem Buben wird einst etwas rechtes,“ dachte er, „kein Duckmäuser und Stubenhocker, wie der Migi; der verklüpft nicht so g'schwind.“ Kam der Toni mit zerrissenen Hosen aus der Schule heim, da wetterte die Mutter über den heilosen Schlingel und Hosenverschränzer, der Vater aber lachte ganz gemüthlich und lobte seinen Liebling. „Brav Tonili, wehr' dich, wenn die Buben dich angreifen!“

So schlich sich der Zwist in die sonst einige Familie; es ging nicht mehr, der Vater zog häst, die Mutter hott. Es bildeten sich zwei Partheien, auf der einen standen Klaus mit seinem Tonili, auf der andern die Marianne mit ihrem Migi und kein Tag verging ohne gegenseitige Neckereien. Dass unter solchen Umständen eine gute Erziehung der Kinder unmöglich war, wird jeder vernünftige Mensch einsehen, und dass der Schaden für beide Theile nicht ausblieb, zeigte die Zukunft.

Wäre dieser Zwiespalt nicht gewesen, die Leute im Großenmattli hätten das schönste Leben haben können. Manche beneideten den Chlaus um sein schuldenfreies Haus und Heimen. Zwar war der Großenmättler kein Großbauer, doch hatte er ein hübsches Tschuppeli Vieh und Alpig gemeinsam mit dem Rathsherr im Maiboden. Seit vielen Jahren war der Chlaus selber z'Alp g'fahren und den Sommer über dort geblieben, doch seitdem er in den Gemeinderath gewählt worden war, auch bereits zu alten anfing, da sollte einer der Buben seine Stelle auf der Alp vertreten. Drauf freuten sich die beiden schon lange, und jeder hoffte, dass es ihn treffen werde, der Migi, weil er der ältere, der Toni, weil er beim Vater besser angeschrieben war. Unter solchen Umständen konnten sie es kaum erwarten, bis der Vater die Entscheidung traf, aber — der Vater schwieg. Es kam der Mai, der Tag der Alpfahrt war bereits festgesetzt — aber der Chlaus wollte nicht ausrücken. Mochten auch die Buben antüsten und drum herum reden, es half nichts. Da konnte sich die Mutter nicht mehr halten „Zeigt Chlaus,“ sagte sie, „wär's doch einmal Zeit, ausz'machen, wer z'Alp fahren soll, der Migi oder der Toni. Der Rathsherr

im Maiboden hat mich schon mängs Doxed mal g'fragt, er möcht's gar gern wissen.“ Der Großenmatt-Chlaus gab kurzen Bescheid: „Der Rathsherr wird's schon noch zur rechten Zeit erfahren.“ Natürlich rechnete die Mutter drauf, dass der Migi nicht übergangen werde. Sie hätte ihn zwar gern in der Nähe gehabt, aber sie wusste auch, wie erschrecklich gern der Migi z'Alp fuhr und wie er hoffte, im Herbst Aelplerbeamter zu werden, u. s. w. Endlich sagte der Vater eines Abends nach dem Rosenkranz, als die Buben schon in's Bett wollten: „He, ich denk', wir könnten's noch ausmachen wegem z'Alpfahren. Ich denk, der Toni sollt gehen, der Migi bleibt lieber daheim, bei der Mutter! — Er kann ihr hie und da oppis helfe!“ Pötzl tussig! wie schlug das ein bei der Mutter. Sie merkte, dass der Chlaus auf sie gestichelt hatte, und wollte gehörig aufbegehren. Aber der Chlaus sagte kurz und trocken: „Was ich g'sagt, bei dem bleibt's und damit Punktum!“

Wenn der Vater sagte: „damit Punktum“, dann war's aus und fertig, keines wagte zu widersprechen; denn der Vater war jäh und usöd, wenn er einmal abkam und drum hielten sich die Buben sowohl als der Migi schön still. Der Vater nahm Weihwasser und ging in die Kammer, die Buben schlüpften durchs Ofenloch in die Laube hinauf, aber keiner wünschte dem andern „guot Nacht!“ Der Migi konnte die ganze Nacht kein Aug' zuthun, während der Toni bald schlief und schnarchte; er träumte vom Laubi und Gäbi, vom Kollermuoz und Sturmi und vom Fähndlen an der Aelplerkilbi. —

II.

Der Tag der Alpfahrt war erschienen. Schon längst hatte der Toni die Sennrustig zusammengepackt, Mutten und Kässlab-Kübel, Kessi und Eimer aufs Träggabeli gebunden und jodelnd und johlend zog er mit einem Dutzend Kühen, dem Blessi und Fuchs, dem Helmli und Weißfuß, dem Laubi und Gäbi u. s. w. dem Maiboden-Gaden zu, wo das übrige Sennnten der Abfahrt harrte. Lange schaute der Migi dem Sennnten traurig nach und als endlich die Tricheln und Schellen, und Tonis Jauchzen in der Ferne verklangen, kehrte er langsam um und ging dem Gaden zu. Aus dem Innern des Gadens tönte ihm das wehmüthige Muhen des Schilti, einer alten Kuh entgegen, die für die Bedürfnisse des Hauses daheim behalten

wurde. Mit großen Augen glöckte sie den ein-tretenden Migi an, als wollte sie sagen: „He, Migi, ist's dir nicht besser gangen als mir, mußt auch daheim bleiben?“ Aber der Migi nahm keine Notiz von Schiltis Schermuth, schweigend saß er auf den Bärnen nieder, nahm den Kopf in beide Hände und stierte in den Boden hinein. Ziemlich lange war der Migi regungslos dagesessen, da öffnete sich behutsam die Gadtentüre und die Mutter Marianne schaute vorsichtig hinein. „Migi! Bist du da!“ Der Migi schaute nicht auf. „Du guter Tropf!“ sagte jetzt die Mutter tröstend zu ihm, „du guter Tropf, gelt, der Toni ist wieder Meister worden? — Aber wart, Migi, wer z'lezt lacht, lacht am besten. Der Vater hat sich verrechnet, hat g'meint, er könn' uns zweien einen Streich spielen, — aber wart nur, Migi, wir wollen den Stil umkehren. Nur nicht erchlüpft, jetzt, wo der Toni fort ist, sind wir etwas Meister — wenn du g'scheid bist.“ Der Migi hob den Kopf und schaute der Mutter ungläubig in's Gesicht. „Was gloktest mich an, schier wie der Schilti. Los Migi — du bist viel zu schüch und z'guotmüthig. Mit dem Kopfhängen und Umentziken ist's nicht gemacht. Wehr dich, Migi — so kommst zu etwas.“ „Mutter, ich halt's hie nümme us,“ stöhnte Migi, „der Vater mag mich nüd, der Toni werchet mir z'leid, was er kann, — nein, so halt ich's nümme us — fort will ich!“

Wie entsetzte sich Marianne ob dieser Rede, sie schlug die Hände über'm Kopf zusammen und jammerte und lamentierte. „Nei, nei! Migi! red' nicht so. Wie kannst du dich so hinter-sinnen, du guoter Tropf. Bist du nicht der Welteste und g'hört dir nicht vor Gott und Rechtswegen einst die Großenmatt, das Heimen, Hauf und Vieh. Dagegen kann der Vater nichts machen.“ „Aber ich mag nicht daheim bleiben, wo mich alles d'schigginiert.“ „O du böser Buob! Wie kannst du das sagen?“ eiferte die Mutter. „Wie kannst du sagen, daß dich niemand mag. Bin ich dir nicht immer die beste Mutter gewesen, hab' ich nicht für dich gethan, was ich konnte und jetzt machst du mir's so. Du bist ein Wüster und ein recht undankbarer Fökel!“ Schier brieggete die Mutter, als sie voll Erregung diese Worte aussließ, chybig kehrte sie dem Sohne den Rücken und wollte gehen, da suchte Migi seinen Fehler wieder gut zu machen. „Mutter, so hab' ich's nicht gemeint.

Ich weiß wohl, wie gut ihr gegen mich seid, aber — aber 's ander ist auch wahr, ohne euch hab' ich keine treue Seele auf der Welt.“

Bei diesen Worten Migis leuchtete es selt-sam auf im Antliz der Mutter, sie trat näher zu ihrem Sohne und flüsterte ihm in's Ohr, fast als ob sie fürchte, der Schilti möchte es hören: „Meinst öppé, ich wisse nicht, daß dich noch öpper anders lieb hat!“ Der Migi wurde roth bis über die Ohren und fragte: „Was meint ihr, Mutter?“ „Was ich meine? Ich meine halt eben, 's Bethli auf'm Erdbeerihubel sei ein braves Meitschi, hübsch und reich — und daß es dich gern hat, Migili, das ist Zehn gegen Eins zu wetten.“ „Ich habe ja mit dem Bethli noch nie g'redt.“ „Eben drum, so red' mit ihm. Luog, jetzt ist die beste G'slegenheit dazu, und Zeit ist es auch. Meinst, ich wisse nicht, daß es der Vater schon lang gern sähe, wenn der Toni und s' Bethli ein Paar würden! Du bist nur ein Schlusi, wenn du das nicht gemerkt hast. Jetzt ist der Toni z'Alp und wenn du willst und es recht anfehrst, so stichst du ihn aus. Aber, Migi, sei nicht so schüch, folg' mir, ich will dir helfen und es gilt e' Baze, es fehlt dir nicht.“ Jetzt fing's beim Migi an zu tagen, er hatte nicht geahnt, daß die Mutter seine geheimen Wünsche kenne. Aber Mutter-augen sehen scharf in solchen Dingen und Marianne hatte es oft genug gesehen, wie der Migi dem Bethli nachschautete, wenn's am Hause vorbeiging — und sie hatte es gern, grüßeli gern gesehen. — 's Bethli auf'm Erdbeerihubel war wirklich ein sauberes Meitschi, alleinige Tochter und — da die Mutter gestorben, bereits im Besitze eines hübschen Berniögens. Auch der Vater hätte noch einen hübschen Bazen Geld, und ein lediges Heimen und galt als einer der Wohlhabendsten im Lande. So eine Parthie findet man nicht alle Tage. Freilich, das Bethli wußte auch, was es werth sei und es trug sein Näschen hoch genug. Gegen gewöhnliche Bauern-buoben schaute es kaum, aber des Großenmatt-Chlausen waren keine von den mindern und b'sonders der heitere Toni gefiel ihm gar nicht übel. Die Marianne aber hatte schon lange drauf spekuliert, das Bethli dem Migi zuzureisen, während der Chlaus die Ueberzeugung hatte, die Tochter auf dem Erdbeerihubel passe akkurat zum Toni. Heute enthüllte die Mutter ihrem Liebling Migi den Plan zu einem entscheidenden Versuch, im Gaden wurde alles ausgemacht, wie

es der Migli anlehren müsse, das Bethli zu erobern. Zusehends wurde der Migli zufriedener; daß er daheim bleiben mügte, war ihm jetzt sogar lieb, und als endlich die Mutter den Gaden verließ, war er freudig gestimmt, wie schon lange, lange nicht mehr.

Am Sonntag ging die Großenmatt-Frau wie gewohnt zum Nachmittagsgottesdienst; auf dem Heimweg wußte sie es so einzurichten, daß sie mit dem Erdbeerihubel-Babeli, Bethlis Gottes zusammen traf.

Auf die Gottes setzte Marianne all' ihre Hoffnung. Bald war ein Gespräch im Gange, und da Babeli sagte, der Rathsherr sei mit dem Bethli zum Schwager an die Kilbi gegangen, da gab die Großenmatt-Frau mit Bitten nicht nach, bis Babeli versprach, bei ihr zuzukehren und das Kaffee zu nehmen. Beim Kaffee thaut das Herz der Weiber auf. Babeli war selig, wußte nicht genug zu rühmen. Alles was ihm die Marianne aufstellte, war uwizig gut, 's Kaffee, 's Brod, der Anken und 's Hung. Besonders vom Hung konnte Babeli nicht genug sagen, wie fürnehm das sei und wie es noch nie besseres gehabt habe sein Leben lang.

Das sei von ihrem eigenen, sagte Marianne, sie hätten auch Bienen und der Migli verstehe es apparti gut, mit ihnen umzugehen. Letzten Winter sei kein einziger gestorben und heuer hätten schon fünf gestoßen. Sie wußten schier nicht wohin mit all den Stöcken, sie hätten jetzt sicher schier mehr als zwanzig und es sei kaum mehr Platz für sie im Bienenhaus. Da seien sie daheim auf dem Erdbeerihubel schon übler dran, sagte Babeli, ihnen wollten die Bienen gar nicht g'rathen, sie hätten auch zwei Stöcke gehabt, aber beide seien im letzten Winter drauf gegangen. 's Bethli habe jchier briegget, so weh habe ihm das gethan, denn es habe halt die Bienen, gar grüsli und entsehli gern. „Und einen schöneren Platz für Bienen als auf dem Erdbeerihubel gäb's gar nicht," erwiederte die Großenmattlerin. „Aber ihr habt wahrscheinlich nicht die rechte Sorte, nicht italienische, die sind infam gute. Probiert doch einmal mit denen, wir wollen euch gerne einen Stock verehren, wahrscheinlich stoßt noch der eine oder andere und wir wissen doch nicht, wohin mit ihnen.“ „B'hlletis Gott, wie unverschämt wär das, den Stock anzunehmen. Der Migli hätt's sicher ungern.“ „Im Gegentheil, der Migli freut sich, wenn er euch eine G'fälligkeit thun kann — be-

sonders dem Bethli —“ fügte die Großenmatt-Frau bedeutungsvoll bei und schenkte dem Babeli noch ein Beckeli voll ein. „B'hlletis Gott“ jauslete die Gottes, „aber nein! Wenn ich das noch trinken muß, so versprengt es mich; Ihr seid auch gar zu gut gegen mich.“ Marianne aber fuhr fort: „Ich will's dem Migli sagen, daß er euch am Montag z'Abend den Stock hinaufbringt, er kann euch dann grad selber sagen, wo ihr ihn aufstellen mügt und vielleicht kann er euch noch den einen oder andern guten Rath geben. — Ich denke, 's Bethli wird's nicht ungern haben, wenn der Migli selber kommt.“

„Im Gegentheil,“ eiferte Babeli, „im Gegentheil, 's Bethli hat gewiß die größte Freude, wenn euer Sohn zu uns kommt. O ihr wißt nicht, wie viel Respekt es vor dem Migli hat. — Es kann nicht genug von ihm erzählen und rühmen, was für ein braver Bursch das sei, einen so ordentlichen und so g'scheiden finde man nicht hundert Stunden weit.“ Das waren Worte süßer als Honig und Anken und sie thaten der Großenmatt-Frau grüsli wohl. Jetzt fing auch sie an, ihren Liebling zu rühmen.

„Ja g'wiß“ sagte sie, „der Migili ist ein braver Buob, g'schaffig und dienstig.“ „Und ein friner und gutmütiger“ ergänzte Babeli und stellte das bereits wieder leer gewordene Beckeli auf den Tisch. „Kein Cholderi und kein Schießi“ fuhr Marianne fort und wollte dem Babeli noch eins einschenken, aber dieses war bereits aufgestanden und entschuldigte sich, es könne unmöglich länger bleiben, es müsse heim, man könne halt doch nicht wissen, wann der Rathsherr und 's Bethli zurückkommen. Aber die Marianne ließ nicht nach mit Bitten, bis Babeli wenigstens einverstanden war, mit ihr in den Garten hinab zu gehen, um die Bienen zu g'schauen. Bald standen sie vor dem stattlichen Bienenhaus. In Reihe und Glied standen die aus Stroh geflochtenen Körbe da, durch die Fluglöcher summten und schwirrten die Bienen, die heimkehrenden waren gar zierlich mit gelben, rothen und weißen Höschchen geschmückt; Babeli konnte nicht genug luogen und rühmen und besonderz Migli's Lob erschallte im reichsten Maße. „Das Bienenhaus hat er auch selber gemacht“ berichtete die Mutter „und die hübschen Verzierungen dran. Er kann schier alles. Was er in die Hände nimmt, das g'rathet ihm.“ „Das gibt einst einen Hausbater, die Frau kann sich freuen, die den Migli bekommt.“ Bei diesen Worten

zog Babeli seine Tabaksdose aus dem Pumper, denn es schnupfte leidenschaftlich, bot der Großenmatt-Frau eine Prise an und flüsterte ihr in's Ohr: „Das wär einer für unser Bethli.“ — „Zur G'sundheit, Mariann — ich muß jetzt gehen und darf absolut nicht länger bleiben.“ — Marianne ließ sich nicht nehmen, das Babeli noch eine Strecke weit zu begleiten — und voll freudiger Hoffnung auf die Zukunft schieden endlich die Beiden voneinander.

III.

Um Abend des folgenden Tages, als die emsigen Bienlein ihre Arbeit beendet und ihr zellenreiches Heim aufgesucht hatten, da stand der Migi vor seinem Bienenhaus und stopfte vorsichtig das Flugloch eines Bienenkorbes zu. Achtam nahm er jetzt den Korb aus dem Stande heraus und band ihn auf einem Brette über dem Traggabeli fest. Die Großenmatt-Frau stand dabei, als Migi diese Arbeit vornahm. Sie gab ihrem Sohne noch verschiedene Lehren und Ermahnungen, schärfe ihm besonders ein, er solle nicht gar so schüch sein, recht freundlich mit dem Rathsherrn und dem Bethli reden, und auch gegen die Gotte ein recht freundliches G'sicht machen; die vermögen halt gar viel bei ihren Leuten. Migi versprach sein Möglichstes zu thun, lud seine Last auf den Rücken und schritt dem Erdbeerihubel zu. Schwerer aber als auf den Schultern lag's dem guten Migi auf dem Herzen, es war ihm ganz unheimlich zu Muthe; mehr als einmal stand er still und überlegte, ob er nicht nach Hause zurückkehren wolle. Dann kam ihm wieder der Toni in den Sinn und er machte mächtige Schritte vorwärts, studierte und überlegte bei sich, was er zum Rathsherr,

was zum Bethli und zur Gotte sagen wolle, und wiederholte die Worte halblaut für sich.

Das Heimen des Rathsherrn lag auf einer Anhöhe, an deren Fuß der Rhonenbach vorüberrauschte. Ein einfacher Steg führte hinüber und ein gut gepflegter Weg schlängelte sich im Zickzack durch ein Buchenwäldchen, das den Abhang des Erdbeerihubel bekleidete. Bald lichtete sich das Gehölz und machte saftigen Wiesen Platz, die die Anhöhe krönten. — Mitten zwischen dichtbelaubten Bäumen lag das freundliche

Haus, in welchem der Rathsherr mit seiner einzigen Tochter und dem uns schon bekannten Babeli wohnte. Feurig erglänzten des Hauses runde Fensterscheiben im Strahl der sinkenden Sonne, wie leuchtende Augen blickten sie aus dem Versteck hinter Apfel- und Kirschbäumen mutwillig hervor. Zögernd schritt Migi den steilen Pfad hinan; oft hielt er inne, um zu verschraufen und den Schweiß von der brennendheißen Stirne zu trocknen. Aber schon hatte man den Ankömmling im Hause erblickt, bald zeigte sich auf dem Vorläubli eine schlanke Mädchengestalt, welche freundlich nach dem Waldsaume hinunterguckte. Sobald Bethli den Migi sich nähern sah, da rief es freudig in's Haus hinein: „Gotte,

er chunt!“ und leichten Fußes hüpfte es die Treppe hinunter, dem Migi entgegen. Auch der Rathsherr und 's Babeli erschienen vor dem Hause und bewillkommten den Großenmättler auf's freundlichste, der arme Migi aber war ganz vertattert, seine hübsch einstudierten Worte waren ihm verflogen, er wußte nicht, was sagen, stotterte etwas von einem guten Abend, Gruß von der Mutter u. s. w. Man ließ ihm nicht Zeit zum Reden, sondern nöthigte ihn, sein Gabeli auf's Bänkli vor dem Hause zu stellen.



Bei diesen Worten zog Babeli die Tabaksdose aus dem Pumper.

Bethli hatte schon das Gartenthürl in der Hand, um dem Migi den Bienenstand zu zeigen und zu fragen, ob der Platz für seinen Zweck geeignet sei. Er fand alles ganz vortrefflich, sofort wurde der Bienenkorb im Gehäuse aufgestellt und Migi, der allmählig seine erste Verlegenheit abgelegt hatte, gab nun verschiedene Verhaltungsmaßregeln. Als man den Garten verließ, griff der Großenmättler nach dem leeren Gabeli und that dergleichen, als wollte er wieder nach Hause zu. Vöz tausend, wie da der Rathsherr aufgegehrte und Babeli und Bethli so etwas absolut nicht zulassen wollten. Er brauche doch nicht so zu pressieren und werde wohl daheim nichts mehr versäumen. Er müsse noch in die Stube hinaufkommen und etwas z'füfi nehmen, sie thätens nicht anders. Babeli hatte Migi's Hut erwischt, der neben dem Gabeli lag und eilte damit die Stiege hinauf, Migi folgte nach langem Einreden und Sperren — obwohl's ihm nicht halb so ernst damit war. Nun mußte der Großenmättler zum Tische sitzen, der Rathsherr holte den Kellerschlüssel aus dem Brodgänterli und s' Bethli brachte Messer und Gläser und einen großen Teller voll Krapfen, die sie gestern an der Kilbi mitgenommen. Der Migi solle doch nicht schüch sein, thun wie daheim und brav zugreifen, meinte der Rathsherr, der inzwischen ein paar Flaschen eingemachten Most aus dem Keller geholt, der Weg von der Großenmatt zum Erdbeerihobel sei kein kleiner und es mache heute ordentlich warm. Jetzt wurde angestoßen und s' Bethli und s' Babeli thaten B'scheid und der herrliche Most roch dem Migi ordentlich in die Nase. Er wurde immer g'sprächiger und es gefiel ihm hier je länger je besser.

Endlich, als es bereits dunkel geworden, ließ sich Migi nicht länger aufhalten, er verabschiedete sich mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen und nachzusehen, wie's mit den Bienen stehe. Bethli zündet ihm über die Stiege hinab, denn es war schon ziemlich spät und der Migi nicht mehr ganz sicher im Schritt, aber mit frohem Herzen trat er den Rückweg an.

Am andern Morgen früh schon mußte Migi seiner Mutter genauen Bericht erstatten über alles, was auf dem Erdbeerihobel gegangen, auch der Vater wollte wissen, wo sein Buob gestern Abend gewesen und was er bei des Rathsherrn zu thun gehabt habe. Als ihm Migi sagte, er habe ihnen einen Bienenstock bringen

müssen, da sagte der Vater zwar nichts darauf, aber er beobachtete seit dieser Zeit seinen Sohn argwöhnischer als je. —

Bevor acht Tage um waren, wiederholte Migi seinen Besuch auf dem Erdbeerihobel, der Vater wußte es, aber — er schwieg. Seit dieser Zeit ging Migi fleißig zum Bethli — ohne daß Chlaus etwas eingewendet hätte, er dachte wohl bei sich, ein Verbot der Besuche wäre Del in's Feuer, auch möchte er einsehen, daß er in der Minderheit war und der Mutter und dem Migi gegenüber den Kürzern zog. — Er schaute also ruhig zu und sagte nichts. Eines Tages aber sprach er unerwartet seinen Wunsch aus, wieder einmal auf die Alp zu gehen und nachzusehen, was der Toni mache und wie es droben stehe. Gegen Abend werde er wieder daheim sein, meinte der Chlaus und richtig marschierte der alte Mann am frühen Morgen den Bergen zu.

Der Großenmatt-Chlaus kam gerade auf der Alp an, als man verhäset hatte. Bald stand eine Mutte voll Suiffi auf dem Tisch und der durstige Wanderer griff tüchtig zu. „Habe einmal sehen wollen, wie's meinem Buoben geht,“ sagte er zum Maiboden-Rathsherr. „Wie hältst sich der Toni? Bist mit ihm zufrieden?“ „Allweg bin ich mit ihm zufrieden“ entgegnete der Rathsherr. „Und wie's mir scheint, ist dem Toni s'Alpen auch noch nicht verleidet.“ Manches Rühmende wußte der Rathsherr dem erfreuten Chlaus zu melden, dann aber litt den Großenmättler nicht mehr länger in der Hütte, er mußte hinaus und überall nachsehen beim Vieh auf der Alp, bei den Schweinen im Stall, im Spicher und Milchhaus und rings um die Hütte. Auf's Mittagessen traf auch der Toni ein, denn er hatte im Wald Holz geholt und freute sich nun nicht wenig, den Vater auf Besuch zu treffen. Bald saßen die Aelpler um's Kollermuoß und der alte Chlaus mußte über manches berichten, was seit der Alpfahrt drunter im Thale vorgefallen war. Unter anderm fragte der Toni auch nach Migi's Bienen und wie mancher gestoßen habe u. s. f. „S hat schon mancher g'stoßen,“ meinte der Vater, „aber den schönsten hat s' Bethli auf dem Erdbeerihobel g'rapspt — hä! hä!“ Der Toni warf bei diesen seltsamen Worten dem Vater einen bedeutungsvollen Blick zu und wurde auf einmal auffallend still. Als er aber eine Stunde später beim Vater auf dem Bänkli unter der alten Wettertanne saß, da

fragte er: „Vater, was habt ihr vorhin g'meint wegen Bethli und dem Bienenraspen? Ist öppis vorgefallen auf dem Erdbeerihubel?“ „Nichts besonderes“ entgegnete der Vater. „Vor kurzem war s'Babi, Bethlis Gottes bei uns und da hat ihr die Mutter einen Bienenstock verehrt. Der Migi mußte ihn am andern Abend selber dem Bethli überbringen. Er ist ganz vergnügt heimgekommen, der Migi. Seither geht er fleißig auf den Erdbeerihubel, um zu luogen, ob die Bienli hübsch eintragen. Ich denk, im Herbst wird er dem Bethli hungen wollen. Hä, hä!“

Der Toni wurde brennendroth im G'sicht bei diesen Worten, verlegen rutschte er auf dem Bänkli hin und her, aber der Großenmatt-Chlaus fuhr unbirrt fort: „Der Migi ist nicht so schüch, wie er dergleichen thut. Gelt Toni, du bist nur ein Narr dagegen! Hä, hä!“ „Das haben die Mutter und s'Babi eingefädelt,“ murkte Toni. Unwillig riß er Nadel um Nadel von einem Tannenzweiglein in seiner Hand, fast wild, als wollte er dem Babi Haar um Haar vom Kopfe reißen. Lange schwiegen die Beiden unter der Weitertanne, endlich stand der Chlaus langsam auf, gab dem

Toni die Hand „ich muß denk gegen heimen zu“ sagte er, „leb' wohl Toni.“ Noch lange blieb Toni unter der Tanne sitzen, ein heftiger Sturm wüthete und tobte in seinem Herzen, die wohlberechneten Worte seines Vaters hatten die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlt. Toni liebte Bethli und glaubte der Gegenliebe sicher zu sein — nun trat Migi dazwischen, von der Mutter und dem Babi unterstützt. — Migi durfte nicht Meister werden, um keinen Preis. — Zweifel und Angst bestürmten Tonis Herz, — hat



„Vater, was habt ihr vorhin g'meint wegen Bethli?“

wirklich der Migi Absicht auf des Rathsherrnen Tochter? Doch das lebensfrohe, muntere Meitschi wird sicher am langweiligen und verschloßnen Migi kein Gefallen finden. — Solche Gedanken durchzuckten sein Gehirn — plötzlich schreckte ihn aus seinen Träumen der Ruf des Handbuben, daß es Zeit zum Melken sei.

IV.

Rasch waren die schönen Tage des Sommers entchwunden; schon war die Zeit gekommen, wo der Senne scheiden muß von den lieb gewordenen Alpenhöhlen und unter Schellenklang und frohem Jauchzen mit seinem Senntniss ins Thal hinunter zieht. So ungern auch der Toni von der Alp schied, ein Gedanke war es, der ihm das Scheiden erleichtert, ja sogar den Wunsch nach baldiger Heimkehr in ihm geweckt hatte, der Gedanke an Bethli. Bevor Toni mit seinen Kühen in die Großenmatt zurückkehrte, wurde noch der Maiboden geäzgt und Toni blieb daher auch eine Zeitlang dort. Ohne Miggins oder der Mutter Verdacht zu erregen, konnte er von dort aus leicht den Erdbeerihubel auffischen. Schon der erste Besuch genügte, um den Toni zu überzeugen,

dß Bethli keine ernste Zuneigung zu Migi gefaßt habe, ja selbst das Babeli war leicht umzustimmen. Der Migi sei doch gar zu schüch und bluigg, meinte es, er bringe seine Worte kaum zum Maul heraus; bei dem müsse es eine Frau nicht bünders kurzweilig haben, und wenn es unter den Großenmattbuoben auslesen könnte, es wüßte einmal schon, wem es den Vorzug gäbe. Jetzt war der Toni selig; er war sicher, daß er dem Migi überlegen sei, und bei seinem Uebermuthe tauchte sogar der Gedanke

in ihm auf, seinem Bruder einen Streich zu spielen und so Rache zu nehmen für die Besuche bei Bethli. Er wußte die Leute im Hause leicht zu bestimmen, daß sie von seinem Besuche nichts verlauten ließen und gegen Migi freundlich waren, wie zuvor. Auch sagte er ihnen, sie sollten's ihm nicht übel nehmen, wenn er, um jedes Aufsehen zu vermeiden, selten oder eine Zeit lang gar nicht mehr auf den Erdbeerihubel komme.

Heiter gestimmt bezog Toni im Spätherbst das Vaterhaus; er wußte sich schlau zu verstellen, als ob er nicht das Geringste von den Absichten Migis auf Bethli ahnte. — Wie er es gehofft, ja sehnlichst gewünscht hatte, wurde er an der Aelplergemeinde zum Fähndrich gewählt. — Nun gings an ein Probieren im Fahnenschwingen. Ein alter Bettvorhang wurde zur Aelplerfahne umgestaltet und an einen Rechenstil befestigt.

Am Abend kamen die jungen Burschen in der Großenmatt zusammen und fähndelten drauf los und der alte Chlaus schaute ihnen vom Vorläubli aus zu und hatte seine helle Freude dran.

Keiner verstand es besser, mit der Fahne die kühnsten und künstlichsten Schwenkungen und Wendungen zu machen, sie in die Luft zu werfen und wieder aufzufangen, sie zwischen den Beinen hindurch und hinter den Rücken hinaufzuschwingen, wie der Toni und höchst selten entglitt die Fahne seiner Hand. — Keiner machte es dem Toni nach; selbst die Mutter Marianne wurde stolz auf ihn und schaute ihm freudig zu und auch der Migi konnte seinen Beifall nicht versagen. Ein so guter Fähndler müsse auch für eine hübsche Tänzerin sorgen, meinte die Mutter, der Toni könne auslesen, und 's Ochsentrineli oder 's Landsfähndrichs

Christine oder 's Spittelschren Mimi rechnen sicher drauf, daß der Toni sie zum Tanz führen werde. — Vom Bethli auf dem Erdbeerihubel sagte die Mutter wohlweislich kein Sterbenswörtchen, — aber der Toni merkte den Pfesser, — er lächelte still vor sich hin und sagte: "Wenn's so g'nug Tänzerinnen gibt, dann brauche ich erst nicht zu pressieren mit dem Auslesen, 's wird öppe immer noch Zeit genug sein." Das war der Mutter gar nicht recht geredet, sie wäre gar zu gern sicher gewesen, daß der Toni nicht mehr an's Bethli denke. Zwar war er seit seiner Rückkehr von der Alp, so viel sie wußte, nie auf dem Erdbeerihubel gewesen — doch sie traute dem Wetter nur halb und halb. Auch mit der Gottes hatte sie nie reden können, 's Babeli ließ sich nicht blicken, ja wich ihr offenbar aus und das war doch etwas verdächtig. Bald sollte ihr Verdacht neue Nahrung finden. —

Immer mehr verbreitete sich im Dorfe das Gerücht, der Toni aus der Großenmatt werde mit dem Bethli auf dem Erdbeerihubel beim Aelpleranz erscheinen. Die Gottes selber habe es ausgebracht und schon ein paar Tage lang sei die Schneiderin beim Bethli auf der Stör.

Natürlich kamen solche Reden der Marianne bald zu Ohren, sie machte sich noch einmal an den Toni, um herauszubringen, was für ein Meitschi er zum Tanz führe. Aber der Toni wurde taub und fing an, aufzugehren, was das die Mutter angehe, er sei alt genug, selber eine Tänzerin zu finden. Wer die sei, das werde sie und der Migi noch früh genug erfahren. Jetzt wußte die Mutter genug. Sie verbiß ihren Chyb, was wollte sie anders machen? Der Vater gab so wie so dem Toni recht, er



Der alte Chlaus schaute ihnen vom Vorläubli aus zu.

war mit ihm einverstanden und freute sich, wenn der Toni dem Migi einen Streich spielte. Dann zweifelte Marianne wieder, ob Toni überhaupt von Bethlis Verhältniß zu Migi etwas wisse. Sie redete sich ein, Bethli sei dem Migi immer noch gut und habe dem Toni nur aus Rücksicht auf dessen Bruder zugesagt. Kurz und gut, die Großenmatt-Frau gab die Hoffnung nicht auf und erwartete ruhig die Aelplerkäbi.

Die Aelplerkäbi kam, alles traf so ein, wie es die Leute gesagt hatten, Toni rückte mit dem Bethli auf und der arme Migi kam schier aus dem Häuschen. Um kein Geld wäre er zu bewegen gewesen, an der Käbi, geschweige denn am Tanze theil zu nehmen. Er schlich daheim herum und redete mit keinem Menschen ein Wort. Die Mutter traf ihn im Holzschopf wo er auf einem Sägbock saß und an den Fingernägeln laute. „Du mußt die Sache nicht so schwer auffassen,“ sagte sie zu ihm, „wärst du Aelplerbeamter geworden, sicher wäre 's Bethli lieber mit dir gegangen als mit dem Tönel. Wenn ich dich wäre, expß ginge ich heute auf den Tanzplatz. Was gilt's, 's Bethli hätte die größte Freude, und würde z'Tod gern mit dir tanzen.“ So sehr sich auch die Mutter erfreute, der Migi war nicht zu bekehren. „Ich gehe halt nur nicht,“ war seine Antwort. Aber Marianne ließ nicht lugg. „Zeht darfst erst recht nicht abgeben, sonst hast alles verspielt! Weißt du was, so gehe morgen auf den Erdbeerihubel und verlange gleich eine bestimmte Antwort. Das ist allweg das Beste und du wirst sehen, 's Bethli gibt dir keinen Korb.“ — Migi hatte wenig Lust, nochmals anzubeissen. Er hatte Bedenken, und Ausreden mehr als genug —, aber die Mutter blieb fest, Migi mußte gehorchen und als es am folgenden Abend zu dunkeln begann, machte sich der schüchterne Liebhaber mit schwerem Herzen auf den Weg.

Es war ein düsterer Herbstabend. Wild jagten die Wolken am trüben Himmel, nur zeitweilig blickte die bleiche Mondscheibe aus dem zerrissenen Wolkenschleier. Leise hatte Migi die Großenmatt verlassen, auch in seinem Herzen stürmte und toste es, trübe Gedanken drängten sich und selten zuckte ein Hoffnungsstrahl durch den traurigen Sinn. Migi hatte nicht bemerkt, daß bei seinem Weggehen der Toni am Gadenek stand und ihm grimmige Blicke nachsandte. „Wart du Lump,“ knirschte der eifersüchtige

Bruder, „wart, ich will dir das Bethli verleiden, aber für gut!“ Nach dieser Drohung begab sich Toni in die Stube, wo Vater und Mutter den Rosenkranz beteten, er betete mit. Mechanisch glitten die Worte über seine Lippen, aber sein Sinn war nicht beim Beten; wüste Gedanken der Rache und Eifersucht motteten in seiner Brust, während sein Mund gedankenlos heilige Worte aussprach. Niemand hätte geahnt, welch' finstere Rachepläne Toni ausgebrütet, als er nach beendigtem Rosenkranze wie gewohnt die Stalllaterne nahm und in den Gaden zündete. „Wo ist der Migi?“ fragte bei Tonis Rückkehr der Vater. „Ich weiß es nicht,“ gab der Gefragte mürrisch zur Antwort; fast klangen seine Worte wie einst Rains Bescheid: „Bin ich der Wächter und Hüter meines Bruders Abel?“ Doch, sich gleichsam selbst verbessernd, fügte Toni sofort bei: „Er ist vielleicht schon in's Bett gegangen. Ich denk', ich geh' auch. Bin schlaftrig von gestern her. Gut Nacht!“

Wald leuchtete kein Licht mehr in der Großenmatt, kein Laut unterbrach die Stille der Nacht, da öffnete sich leise die Hausthüre und eine dunkle Gestalt huschte heraus.

Auf dem Erdbeerihubel hatte Migi inzwischen angellopst und Einlaß gefunden. Aber nicht Bethli öffnete wie gewohnt die Thüre, sondern der Rathsherr selber trat mit dem Licht in der Hand dem Migi entgegen. „Bist du da, Großenmättler?“ sagte er in verwundertem Tone.

— „Eh 's Bethli ist nicht recht zweg und schon zu Bett gegangen. Aber es ist mir recht, daß ich einmal mit dir allein reden kann. Eh, komm nur ein wenig in die Stube hinein!“ —

Migi folgte dem Rathsherrn, wie ein armer Sünder, es war ihm angst und bang. „Eh, sez' dich Migi,“ sagte der Rathsherr drinnen in der Stube. „Eh, du weißt, ich mach' nicht gern viele Worte. Du mußt es nicht für ungut haben, es ist so meine Art, ich sage es grad-ausen. Eh, was ich habe mögen g'merken, hast du ein Auge auf mein Bethli. Eh, ich will's dir grad sagen, schlag' das aus dem Sinn, eh, es nützt dich nichts. Es ist noch zu jung zum heirathen — eh — ich ließe es nicht gerne von mir weg gehen, eh, es hat noch hie und da schier Klostergedanken — eh — eh — auch kommst du mir viel zu viel auf den Erdbeerihubel, das giebt nur G'red und ist mir nicht lieb.“ Das war deutlich geredet, wie man sagt, mit dem Holzschlägel gewunken. Migi saß da,

wie Loths Weib, so steif, er brachte vor Schrecken und Schmerz kein Wort heraus. Endlich stand er langsam auf, reichte dem Rathsherr die Hand und sagte: „ich will euch nicht länger aufhalten, nichts für ungut“ und wankte zur Thüre hinaus.

Jungfern Lieb' und Rosenblätter,
Der Herren Kunst und April Wetter,
Falsche Würfel, Kartenspiel
Verkehr'n sich bald, wer's glauben will.

Tiefbetrübt verließ der Enttäuschte den Erdbeerihubel, schweigend schritt er auf dem wohl bekannten Wege durch die Nacht dahin, in düstern Gedanken seinen Kopf auf die Brust gesenkt. Bald erreichte er den Fuß des Hügels, dumpf rauschten ihm die Wogen des Rohnenbaches entgegen, sichern Schrittes betrat er den Steg.

Plötzlich bleibt Migi stehen, grad vor ihm, mitten auf der Brücke versperrt ihm eine schwarze Masse den Weg. Jetzt erhebt sich die unheimliche Gestalt, der Großenmatt-Migi fühlt sich plötzlich an der Gurgel gepackt — im gleichen Augenblide tritt der Mond aus den Wolken. „Jesus, Maria — der Toni!“ schreit Migi entsezt — „der Toni will mich töden!“ Mit einem raschen Rucke der Verzweiflung reißt sich der Angegriffene los, Toni stürzt ihm nach — aber plötzlich ist es wieder finster geworden — ein dumpfer Fall in's Wasser erschallt, ein Rollen und Poltern am Borde sich lösender Steine — dann ist alles still — nur die Wellen des Rohnenbaches ziehen rauschend vorüber.

Ein trüber Morgen folgte der düstern Nacht; in der Großenmatt war alles schon an der Arbeit, nur der Migi zeigte sich nicht. Schon zweimal, dreimal hatte die Mutter nach ihm gefragt, hatte an der Laubentüre geklopft, aber keine Antwort erhalten, endlich hatte sie nachgesehen, ob Migi noch schlafe, aber sein Bett war unberührt. „Ist er immer noch beim Bethli?“ fragte sie sich selbst. Mittag war's, Migi zeigte sich nicht, da erfasste eine furchtbare Unruhe das besorgte Mutterherz. Marianne ließ sich nicht mehr zurückhalten, sie eilte dem Erdbeerihubel zu, sie rannte hinauf zum Bethli und zur Gotte. Dort vernahm sie, daß Migi gestern Abend gegen 9 Uhr das Haus des Rathsherrn verlassen habe. Trosslos schlug die Mutter den Rückweg ein, sie kam zum Stege. Ganz eigenthümlich schienen ihr die schmutzigen Wellen heute zu rauschen, die Fluthen ein schauriges Geheimniß in der Tiefe zu verhüllen.

„Migi, liegst du todt da drunten in der Tiefe? — B'hüetis Gott, sein Hut — unser Migi ist ertrunken!“ — Ein herzerschütternder Schrei gellte in die Luft, bewußtlos stürzte Marianne zusammen. Sie hatte Migis Hut erblickt, wie er neben dem Steg an einer Erlenstaude hing — er war ihr der sichere Bote von Migis Tod. Des Weges kommende Leute fanden später die arme Frau in diesem traurigen Zustande und brachten sie nach der Großenmatt. Sie erwachte zwar aus der tiefen Ohnmacht, aber fortan blieb ihr Geist umnachtet; sie schrie fortwährend nach ihrem Migi und weigerte sich, etwas zu essen oder zu trinken. Der liebe Gott erlöste sie nach einigen Monaten von ihren Leiden. „Jetzt, Toni,“ sagte der alte Chlaus, „jetzt kann dir das Großenmattli niemand mehr streitig machen, der Migi ist tod und der Mutter ist es wohl gegangen, daß sie erlöst ist und uns nicht übel.“

Nach Jahresfrist kam eine andere Hausfrau in die Großenmatt, Bethli auf dem Erdbeerihubel wurde Tonis Frau und der alte Großenmattler übergab dem jungen Päärchen sein Heimen. Er hoffte nun, seine alten Tage im Ruhestand glücklich verleben zu können — aber das Glück war seit Migis Verschwinden von seinem Hause gewichen. Toni war ernst und wortkarg geworden, er konnte nicht mehr lachen und nicht mehr jauchzen und wenn Bethli einen Spaß zu ihm sagte, gab er keine oder mürrische Antwort. Kein Wunder, wenn die junge Frau in der Großenmatt bald lange Zeit bekam und sich vereinsamt fühlte. Die einst so verwöhnte und verhätschelte Rathsherrentochter wurde immer stiller und immer bleicher, gar oft sah man es ihr an, daß sie im Stillen gebriegget hatte. Nach einem Jahre trug man die junge Frau hinaus auf den Friedhof und begrub sie neben ihrer Schwiegermutter; mit ihr beerdigte man auch das Käcklein, dessen Geburt der Mutter das Leben gekostet hatte. —

V.

Jahre sind seit Migis Verschwinden vergangen, der Großenmatt-Toni hat nicht mehr geheirathet, obwohl der alte Chlaus oft davon geredet; er ist noch menschenscheuer und finsterer geworden, als er schon war und hat früh gealtert. Vom Migi redet er nie ein Wort, aber wenn der Vater beim Abendrosenkrantz betet: „Ein Vater unser für den Migi, für

„Mutter und 's Bethli selig," da zucht es wie ein Wetterlaich über sein Gesicht, doch gleich ruht wieder der frühere kalte Schatten auf seinen finstern Zügen. Ist's der Kummer über den frühen Tod seiner Frau, der ihn so darniederbeugt oder liegt vielleicht noch etwas anderes schwer auf seinem Herzen?

Der alte Chlaus ist immer noch tüstig und zwieg, aber seine Haare sind weiß geworden und tiefe Furchen durchziehen die Stirne. Wenn er den Toni betrachtet, schüttelt er bedenklich den Kopf und murmelt dazu unverständliche Worte. Toni aber zieht am liebsten z'Alp; er bleibt droben so lange es möglich ist und meidet die Menschen, so viel er kann.

Schon war der Sommer mehr als zur Hälfte vorüber, da klopfte es eines Abends noch spät an die Thüre des Großenmatt-Hauses. — Chlaus stand auf, um nachzusehen, was es gebe, behutsam öffnete er die Thüre, da fiel der Schein seines Lichtes auf eine in Decken gehüllte Gestalt, welche zwei Aelpler auf einer Art Bahre trugen. „Jesus Maria!" rief der alte Vater, „es ist der Toni!" So war es. Ein heftiges Fieber hatte den jungen Großenmättler befallen und eine schreckliche Unruhe sich seiner bemächtigt; ungestüm verlangte er nach Hause gebracht zu werden. Sofort trug man den Kranken, der auf dem Wege bewußtlos geworden war, ins Stübli und brachte ihn zu Bette. Der Doktor wurde geholt, er untersuchte den Kranken und machte dabei ein sehr bedenkliches Gesicht. „Chlaus," sagte er beim Weggehen zum alten Vater, „euer Buob ist schwer frank. Zwar ist noch nicht alle Hoffnung verloren, aber es wäre doch gut, wenn ihr ihn so bald als möglich versetzen ließet."

Diese Worte trafen wie ein Donnerschlag den alten Mann; er zitterte an allen Gliedern und mußte sich am Stuhle halten, um nicht umzufallen. Der Doktor ging und Chlaus war allein beim Kranken. Da lag er vor ihm, sein einziger Sohn, sein Liebling und Stammhalter und stöhnte in schweren Fieberträumen. Jetzt überließ es den alten harten Mann eiskalt: „Ist es möglich!" stöhnte er, „muß ich mein einziges Kind, muß ich meinen Toni verlieren." Er trat näher zum Kranken und beugte sich über ihn: „Toni, Toni!" rief er, aber Toni kannte ihn nicht, abwehrend streckte er seine Hand aus und schrie: „Fort, fort, der kalt', naß' Migi muß fort, der Migi!" Wie ein

Schwert durchschnitt dieser Ruf des Vaters Herz. „Der tausend Gottswillen red' nicht so." Er fing an zu beten und alle Heiligen anzurufen, aber es ging nicht recht, er versprach für die armen Seelen lesen zu lassen eine, drei, sieben und eine Wahlfahrt nach Sachseln, Rickenbach oder gar nach Einsiedeln, wenn er nur wüßte, wer am geschwindesten helfen würde. Bald betete er, dann zündete er dem Toni in's Gesicht, dann lief er in die Küche hinab, Suppe zu holen, dann in die Stube und schaute wie spät es sei; „ich kann nicht mehr beten, Vater unser — wenn nur Toni nicht stirbt — Vater unser, der Du bist im Himmel — könnte ich für ihn sterben — geheiligt werde dein Name — nur noch so lange ich lebe u. s. w." Nach und nach wurde auch der Kranken etwas ruhiger, gegen Morgen kehrte bei ihm das Bewußtsein zurück. Der alte Chlaus ging selber zum Pfarrer und führte den Herr, als dieser dem Toni die hl. Wegzehrung brachte. Lange blieb nun der Geistliche beim Kranken allein, der alte Großenmättler aber griff, nachdem er für seinen Toni eine zuverlässige Wärterin bestellt hatte, zum Stock und verließ das Haus.

Etwa zwei Stunden von der Großenmatt entfernt liegt auf steiler Anhöhe ein einsames Kirchlein, der Mutter Gottes geweiht. Ein rauher Pfad führt durch dichten Wald, vorbei an jähren Schluchten und senkrecht abfallenden Felswänden, zum stillen Heiligtum empor. Schon lange war der Großenmatt-Chlaus nicht mehr da hinaufgepilgert; heute schritt er rastlos zur Höhe hinan und achtete nicht auf den steinigen mühsamen Weg. Trüb und düster wogte der Nebel durch's Thal, trüb und düster war es auch im Herzen des einsamen greisen Wanderers. Durch seine runzligen Finger glitt der Rosenkranz. Chlaus betet, aber bei jedem „Heilige Maria bitt für uns" kommt ihm der Migi in den Sinn und bei jedem „Arme Sünder" muß er an sich selber denken, wie er den Migi g'schurget, den Migi, der ihm doch nie ein Unwort gegeben, nie etwas z'Leid g'werhet hatte. Jetzt sieht er ein, daß er und Marianne sel. die Kinder getheilt, ungleich behandelt und anstatt Geschwisterliebe nur Neid und Mißgunst, Haß und Abneigung gepflanzt in den jungen Jahren und in den jungen Herzen. Jetzt erkennt er seinen Fehler, er bereut es bitter, daß er den Toni gegen den Migi geheizt und aufgestiftet hat. — Noch ein anderer

Gedanke erwacht in der Brust des alten Großenmättlers. Warum hat sich Toni so verändert? Chlaus steht stille, er seufzt tief auf, eine furchtbare Ahnung durchzuckt ihn. „Wie, wenn Toni Migi's Mörder, wenn ich selbst der Mitschuldige an diesem Mord wäre?“ Entsetzlicher Gedanke! Dem Großenmättler rinnt der kalte Angstschweiß von der Stirne, er schlottert an allen Gliedern und vermag sich kaum weiter zu schleppen. Da tönt von oben herab die Glocke; es läutet eben zur Messe und der feierlich ernste Ton kommt dem alten Mann wie ein Ruf der Gnade vor. Er rafft sich auf und wandert weiter. Wie er den Wald verläßt und um eine Felsenkante biegt — siehe, da schaut von der Höhe das Kirchlein freundlich und mild zu ihm herab, verklärt vom Lichte der aufgehenden Sonne. Drunten im Thal liegt dicker Nebel, aber droben auf dem Berge ist's sonnig und hell, und sonnig und hell wird's auch im Herzen des Großenmättlers, wenn er an Maria, die Zuflucht der Sünder denkt. Rüstig überwindet er den Rest des Weges und tritt bald darauf ins stille Heilighum. Einige fromme Pilger haben sich bereits eingefunden, und ihr Herz im Bußgerichte gereinigt, auch der Großenmättler tritt in den Beichtstuhl und wie er herauskommt, da rinnt eine Thräne über seine Wange, wohl die erste seit 60 Jahren. Ein Stein ist vom Herzen des alten Mannes weggewälzt, er hat seine Schuld an Migi bereut und gebeichtet, der Friede ist wieder bei ihm eingefehrt. Nun kann er auch für Toni beten und er betet so andachtsvoll, daß er nicht merkt, wie rasch die Zeit verrißt und wie sich allmählig das Kirchlein leert; Chlaus bleibt allein zurück. Doch nein — dort am Pfeiler lehnt noch ein Mann mit sonnenverbranntem, abgebrämttem Gesicht. Er trägt zum Theil die Kleidung eines Soldaten, aber seine ganze Erscheinung zeigt, daß er mit Noth und Elend kämpfen muß. Unverwandt richtet sich der Blick des Fremden auf den betenden Greis, er neigt sich vor und vernimmt nun ganz deutlich, wie Chlaus mit erhöhter Inbrunst seines Herzens sich an Maria wendet und halblaut fleht: „Liebe Mutter Gottes, gieb mir meinen Sohn, gieb mir mein Kind wieder — oder las mich statt seiner sterben.“ — Der fremde Soldat wischt sich die Augen und ein leises Schluchzen verräth dem Großenmättler, daß er nicht allein ist. Er wendet sich um, er schaut den Fremdling forschend an und — „Migi!“

halst es von des Greisen Lippen — „Vater, mein Vater!“ schluchzt der wiedergefundene Sohn.

Der alte Großenmättler kehrt nicht mehr allein vom Wallfahrtkirchlein zurück, es begleitet ihn Migi, sein längst verschollener Sohn. Migi muß erzählen, vieles erzählen und es thut ihm wohl, wenn er sein Herz ausschütten kann. Bald weiß der Vater, welche Antwort Migi an jenem verhängnißvollen Abend vom Rathsherr auf dem Erdbeerihobel erhielt und wie er halbverzweifelt den Heimweg antrat. „Ich kam zum Steg,“ fuhr Migi weiter, „da sah ich auf der Mitte desselben eine Gestalt, die sich bald erhob und mich packte; zugleich fiel das Licht des Mondes aufs Gesicht meines Gegners, ich erkannte Toni und ergriff voll Schrecken die Flucht. Bald wäre ich in den Fluß gestürzt, denn da es plötzlich wieder dunkel wurde, strauchelte ich über einen Stein, das Geröll am Flußbord gab nach und stürzte ins Wasser. Glücklicherweise erwischte ich den Zweig einer Staude und rettete mich. Aber es trieb mich hinaus in die finstre Nacht — fort in die Fremde, weg vom Lande, wo Bethli mich verstoßen und der eigene leibliche Bruder mir nach dem Leben strebte — weit fort in die wildfremde Welt. Ich nahm Handgeld und wurde Soldat in holländischen Diensten. Was ich in Batavia ausgestanden habe, ist nicht zu beschreiben, aber mehr als alles andere quälte mich das Heimweh. Ich fiel in eine schwere Krankheit, ich schwiebte lange zwischen Leben und Tod — endlich genas ich und wurde entlassen, denn für den Militärdienst konnte man mich nicht mehr brauchen. Unter unsäglichen Mühen und Strapazen kam ich nach Europa zurück und in mein Heimatland. Ich schämte mich, ein bekanntes Dorf zu betreten, daher trieb ich mich auf den Alpen herum, und kam so hierher zur Kapelle; da hat uns die Mutter Gottes, zu der ich oft gebetet, zusammengeführt.“

Gerührt hatte der alte Großenmättler zugehört und theilte nun auch seinem Sohne möglichst schonend mit, was inzwischen daheim vorgefallen war. Tief ergriffen hörte Migi vom Tode seiner Mutter und seiner einstigen Geliebten, von Tonis schwerer Krankheit; es drängte ihn, seinen Bruder wiederzusehen und sich mit ihm auszusöhnen.

Als die Beiden sich der Großenmatt näherten, eilte der Vater voraus, um Toni auf Migi's Ankunft vorzubereiten. Er traf den Kranken

ziemlich ruhig und beim Bewußtsein. Als Toni seinen Vater erblickte, da richtete er sich mühsam auf und winkte ihm, on's Bett zu treten. „Vater!“ sagte er mit matter Stimme, „ich muß euch etwas sagen — was mir schon lange, lange schier das Herz abdrückt — ich bin ein Mörder, den eigenen Bruder habe ich gemordet; könnt ihr mir verzeihen, den Migi habe ich aus Eifersucht in den Rohnenbach geworfen.“ Jetzt

erzählte Toni alles

— alles, was der Vater schon wußte, seinen Racheplan und nächtlichen Überfall, aber der alte Chlaus tröstete seinen Sohn:

„Toni!“ sagte er, „Toni, du bist kein Mörder, sei getrost, dein Bruder lebt und hat dir verziehen.“ Mächtig war der Eindruck, den diese Worte auf den Kranken machten; Freude strahlte aus seinen Augen, als er sagte: „Ist es wahr, Vater! was ihr sagt? Der Migi lebt?“ „Ja, er lebt!“ rief jetzt eine bekannte Stimme unter der Kammerthüre und im gleichen Augenblicke hatten sich zwei Brüder wiedergefunden, zwei feindliche Brüder versöhnt, vereint.

* * *
Zwei Tage nachdem sich die Brüder wiedergefunden verschied Toni ruhig und sanft, Migi drückte ihm weinend die Augen zu. Für den alten Chlaus war das ein harter Schlag, aber auch eine ernste Mahnung des Himmels, er war fortan ein ganz anderer. Er diente dem Migi seit dessen Heimkehr wie ein Knecht und legte

Abgetrumpt. Ein Bauer kam in eine Gerichtshalle. Einige junge Gehilfen wollten ihn zum besten halten und sagten: er solle sich setzen, obgleich weder Stuhl noch Bank vorhanden war. Der Bauer sagte: „Wo soll ich mich hinsetzen? Hier ist es gerade wie in meiner Scheune, da sind auch keine Bänke und Stühle, aber Fleigel genug.“

ihm gleichsam die Hände unter die Füße. Aber auch Migi war ein anderer geworden. Seitdem er fremdes Brod gegessen und alle Mühen des Soldatenlebens gekostet hatte, war seine frühere Schüchternheit und Menschen scheu gewichen; er war g'schaffig und anstellig und auf der Großenmatt hielt er Ordnung, wie im Militär, daß es eine Freude war. Nur Eines fehlte ihm noch, eine tüchtige Hausfrau; doch bald fand er ein braves Meitschi, das zu ihm paßte, kein appetitreiches, aber ein grundbraves, arbeitsames und frommes Kind guter Eltern. Nach Tonis

Erstjahr wurde die Hochzeit gefeiert und keiner war dabei besser zwieg und heiterer als der alte Chlaus. Aber den ersten Buben erlebte er nicht mehr, er ruht nun im Frieden an der Seite seiner Frau und seines Toni.

Auf der Großenmatt aber herrscht der beste Friede und die schönste Eintracht. Die Buben sind die ordentlichsten im Lande und halten zusammen, wie ein

Fröschenmäster, die Meitschi sind wahre Engel, aber nicht nur im G'sicht, sondern

auch im Thun und Lassen und in der Behaftigkeit.

So zeigt sich denn auch hier wieder die Wahrheit des Schriftwortes: „Siehe, wie gut und wie lieblich ist es, wenn Brüder friedlich beisammen wohnen. — Dahin sendet der Herr Segen und Leben bis in Ewigkeit.“ (Psalms 132.)

Aus der Kaserne. Kommandant (bei der Inspektion): „Soldat Käsermann, wie sind Sie mit dem Ordinäre zufrieden?“ Käsermann: „Nicht übel.“ Kommandant: „Wie wird das Fleisch vertheilt? Erhält nicht einer eine große, der andere eine kleine Portion?“ Käsermann: „Nein Herr Kommandant, sie sind alle klein.“



„Ja, er lebt!“ rief jetzt eine bekannte Stimme.